

DAS BUCH
DES MIRDAD

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	9
---------	---

DIE GESCHICHTE DES BUCHES

I Der gebundene Abt	17
II Der Feuersteinhang	22
III Der Hüter des Buches	33

DAS BUCH DES MIRDAD

1 Mirdad gibt sich zu erkennen und spricht über Schleier und Siegel	51
2 Über das schöpferische Wort. Das Ich ist die Quelle und der Mittelpunkt aller Dinge	55
3 Die heilige Dreieinheit und das vollkommene Gleichgewicht	60
4 Der Mensch ist ein Gott in Windeln	62
5 Über Schmelztiegel und Siebe. Das Wort Gottes und das Wort des Menschen	64
6 Über Meister und Diener. Die Gefährten sagen ihre Meinung über Mirdad	68
7 Micayon und Naronda führen ein nächtliches Gespräch mit Mirdad, der sie auf die kommende Sintflut hinweist und sie bittet, sich bereitzumachen	71
8 Die Sieben suchen Mirdad im Adlerhorst auf, wo er sie warnt, nichts in der Dunkelheit zu tun	76
9 Der Weg zu einem Leben ohne Leiden. Die Gefährten wollen wissen, ob Mirdad der blinde Passagier ist	81

10	Über Gericht und das Jüngste Gericht	82
11	Die Liebe ist das Gesetz Gottes. Mirdad errät eine Entfremdung zwischen zwei Gefährten, bittet um eine Harfe und singt die Hymne der neuen Arche	87
12	Über das schöpferische Schweigen. Die Sprache ist bestenfalls eine ehrliche Lüge	95
13	Über das Gebet	99
14	Gespräch zwischen zwei Erzengeln und Gespräch zwischen zwei Erzdämonen bei der zeitlosen Geburt des Menschen	105
15	Shamadam versucht, Mirdad aus der Arche zu verweisen. Der Meister spricht über Beleidigen und Beleidigtwerden und vom Erfassen der Welt in heiliger Einsicht	110
16	Über Gläubiger und Schuldner. Was ist Geld? Rustidion wird von seiner Schuld der Arche gegenüber freigesprochen	115
17	Shamadam nimmt in seinem Kampf gegen Mirdad Zuflucht zu Bestechung	120
18	Mirdad errät den Tod von Himbals Vater und die damit verbundenen Umstände. Er spricht über den Tod. Die Zeit ist der größte Gaukler. Das Rad der Zeit, sein Radkranz und seine Achse	122
19	Logik und Glaube. Selbstverleugnung ist Selbstbehauptung. Wie das Rad der Zeit zum Stillstand gebracht werden kann. Weinen und Lachen	128
20	Wohin gehen wir nach unserem Sterben? Über die Reue	131
21	Der heilige Allwille. Warum die Dinge geschehen, wie sie geschehen und wann sie geschehen	134
22	Mirdad befreit Zamora von seinem Geheimnis und spricht über Mann und Frau, Ehe und Ehelosigkeit und den Überwinder	140
23	Mirdad heilt Sim-Sim und spricht über das Alter	148

24	Ist es erlaubt zu töten, um zu essen?	153
25	Der Tag des Weinstocks und seine Vorbereitung. Mirdad wird am Vorabend vermisst	158
26	Mirdad hält eine flammende Ansprache an die Pilger zum Tag des Weinstocks und befreit die Arche von einigem toten Gewicht	162
27	Soll die Wahrheit allen oder nur den wenigen Auserwählten verkündet werden? Mirdad enthüllt das Geheimnis seines Verschwindens am Vorabend des Tages des Weinstocks und spricht über falsche Macht	172
28	Der Fürst von Bethar erscheint mit Shamadam im Adlerhorst. Das Gespräch zwischen dem Fürsten und Mirdad über Krieg und Frieden. Mirdad wird von Shamadam in eine Falle gelockt	177
29	Shamadam versucht vergeblich, die Gefährten für sich zu gewinnen. Mirdad kehrt auf wunderbare Weise zurück und gibt allen Gefährten außer Shamadam den Kuss der Treue	187
30	Micayons Traum vom Meister enthüllt	195
31	Das große Heimweh	200
32	Über Sünde und das Abwerfen des Schurzes aus Feigenblättern	206
33	Über die Nacht, die unvergleichliche Sängerin	216
34	Über das Mutter-Ei	224
35	Lichtblitze auf dem Pfad zu Gott	231
36	Der Tag der Arche und sein Ritual. Die Botschaft des Fürsten von Bethar von der lebendigen Lampe	240
37	Der Meister warnt die Menge vor der Sintflut aus Feuer und Blut, zeigt den Weg auf, ihr zu entkommen, und entsendet seine Arche	245

DIE GESCHICHTE DES BUCHES

I Der gebundene Abt

In den Milchbergen, auf der erhabenen Höhe, die als *Altargipfel* bekannt ist, stehen die geräumigen und finsternen Ruinen eines Klosters, das einstmals als die *Arche* berühmt war. Die Überlieferungen wollen mit ihr ein Alter so eisgrau wie die Sintflut verbinden.

Zahlreiche Legenden sind um die Arche gewoben worden; aber die geläufigste aus dem Mund der eingeborenen Bergbewohner, bei denen ich zufällig einen gewissen Sommer im Schatten des Altargipfels verbrachte, ist die folgende:

Viele Jahre nach der großen Sintflut zogen Noah und seine Familie und die Nachkommen seiner Familie in die Milchberge, wo sie fruchtbare Täler, zahlreiche Flüsse und ein sehr gleichmäßiges Klima vorfanden. Dort beschlossen sie, sich niederzulassen.

Als Noah fühlte, dass seine Tage zu Ende gingen, rief er seinen Sohn Sem zu sich, der gleich ihm ein Träumer und ein Mann mit Gesichtern war, und sprach zu ihm:

»Gib acht, mein Sohn! Deines Vaters Ernte an Jahren ist überaus reich gewesen. Nun ist die letzte Garbe für die Sichel bereit. Du und deine Brüder, eure Kinder und Kindeskinde, ihr werdet die beraubte Erde wieder bevölkern, und euer Same wird so zahlreich sein wie der Sand am Meer, so wie es mir Gott versprochen hat.

Doch eine gewisse Furcht beunruhigt meine letzten Tage. Die Menschen werden im Lauf der Zeit die Flut vergessen, wie auch die Begierden und Bosheiten, die sie heraufbeschworen haben. Sie werden auch die Arche vergessen und den Glauben, der sie im Triumph hundertundfünfzig Tage lang über die wütenden Wasser

der rachegierigen Tiefen trug. Auch werden sie nicht mehr an das neue Leben denken, das aus diesem Glauben entsprang, aus dem sie als Frucht hervorgegangen sein werden.

Damit sie es nicht vergessen, bitte ich dich, mein Sohn, einen Altar auf dem höchsten Gipfel dieser Berge zu errichten, der fortan als der *Altargipfel* bekannt sein soll. Ich bitte dich weiter, ein Haus um den Altar herum zu bauen, welches in allen Einzelheiten dem Aufbau der Arche, nur in verkleinertem Maßstab, entsprechen und als *die Arche* bekannt werden soll.

Auf diesem Altar will ich mein letztes Dankopfer darbringen. Und von dem Feuer, das ich darauf anzünden werde, bitte ich dich, ein Licht für immer brennend zu erhalten. Aus dem Haus sollst du ein Heiligtum für eine kleine Gemeinschaft auserwählter Männer machen, deren Zahl nie neun überschreiten noch weniger als neun sein soll. Sie sollen als die Archegefährten bekannt werden. Wenn einer von ihnen stirbt, wird Gott unverzüglich für einen anderen an seiner Stelle sorgen. Sie sollen das Heiligtum nicht verlassen, sondern darin alle Tage ihres Lebens nach der strengen Regel der Mutterarche verbringen, indem sie das Feuer des Glaubens brennend erhalten und vom Allerhöchsten Führung für sich selbst und ihre Mitgefährten erbitten. Was ihr Körper benötigt, wird ihnen durch die Mildtätigkeit der Gläubigen gegeben werden.«

Sem, der an jeder Silbe der Worte seines Vaters gehangen hatte, unterbrach ihn, um den Grund für die Zahl neun – nicht mehr und nicht weniger – zu erfahren.

Und der hochbetagte Patriarch sagte erklärend:

»Neun, mein Sohn, ist die Zahl jener, die in der Arche waren.«

Doch Sem konnte nicht mehr als acht zählen: Seinen Vater und seine Mutter, er selbst mit seiner Frau und seine beiden Brüder mit ihren Frauen. Deshalb war er sehr verwirrt über die Worte seines Vaters. Und Noah erklärte weiter, als er die Verwirrung seines Sohnes bemerkte:

»Siehe, mein Sohn, ich enthülle dir ein großes Geheimnis. Die neunte Person war sozusagen ein blinder Passagier, den nur ich kannte und sehen konnte. Er war mein ständiger Begleiter und mein Steuermann. Frage mich nicht weiter über ihn aus, aber versäume nicht, in deinem Heiligtum für ihn Raum zu schaffen. Dieses sind meine Wünsche, Sem, mein Sohn. Sorge du für ihre Erfüllung.«

Und Sem tat so, wie sein Vater befohlen hatte.

Als Noah zu seinen Vätern heimgegangen war, begruben ihn seine Kinder unter dem Altar in der Arche, die jahrhundertlang danach in Tat und Geist das wahrhaftige Heiligtum war, das durch den ehrwürdigen Bezwinger der Flut errichtet und eingeweiht worden war.

Im Lauf der Jahrhunderte begann die Arche jedoch nach und nach von den Gläubigen Geschenke weit über ihre Bedürfnisse hinaus anzunehmen. Daher wurde sie jedes Jahr reicher an Ländereien, an Silber und Gold und kostbaren Edelsteinen.

Vor einigen Generationen, als gerade einer der Neun gestorben war, kam ein Fremder an die Tore und bat darum, in die Gemeinschaft aufgenommen zu werden. Nach dem alten Brauch der Arche, der niemals verletzt worden war, hätte der Fremde sofort aufgenommen werden müssen, da er der erste war, der gleich nach dem Hinscheiden eines Gefährten um Aufnahme bat. Aber der Älteste, wie der Abt der Arche genannt wurde, war zu jener Zeit gerade ein eigenwilliger, weltlich gesinnter und hartherziger Mann. Ihm gefiel das Aussehen des Fremden nicht, der nackt, ausgehungert und von Wunden bedeckt war; und so sagte er ihm, dass er der Aufnahme in die Gemeinschaft nicht würdig sei.

Der Fremde bestand darauf, eingelassen zu werden. Durch diese Hartnäckigkeit wurde der Älteste so wütend, dass er dem Fremden gebot, schnellstens das Grundstück zu verlassen. Aber der Fremde war ausdauernd und wollte sich nicht wegschicken lassen. Schließlich überzeugte er den Ältesten, dass er ihn als Diener aufnehmen könne.

Lange wartete daraufhin der Älteste, dass die Vorsehung einen Gefährten an Stelle des Verstorbenen schicken würde. Aber niemand kam. So beherbergte die Arche zum ersten Mal in ihrer Geschichte acht Gefährten und einen Diener.

Sieben Jahre vergingen, und das Kloster wurde so reich, dass niemand seine Reichtümer hätte zählen können. Ihm gehörten alle Ländereien und Dörfer meilenweit im Umkreis. Der Älteste war glücklich und wurde dem Fremden gegenüber wohlwollend, da er glaubte, jener habe der Arche Glück gebracht.

Zu Beginn des achten Jahres jedoch trat plötzlich eine Wandlung ein. In der bis dahin friedvollen Gemeinschaft begann es zu gären. Der kluge Älteste erriet bald, dass der Fremde die Ursache war, und beschloss, ihn auszuweisen. Aber, ach, es war zu spät. Die unter seiner Leitung stehenden Mönche waren keiner Regel oder Erklärung mehr zugänglich. Innerhalb von zwei Jahren gaben sie alles bewegliche und unbewegliche Eigentum des Klosters weg. Die zahlreichen Pächter der Ländereien des Klosters machten sie zu deren Eigentümern. Als das dritte Jahr kam, verließen die Mönche das Kloster. Und was noch viel schrecklicher war, der Fremde belegte den Ältesten mit einem Fluch, durch den er an den Grund und Boden des Klosters gebunden und bis auf den heutigen Tag stumm ist.

So erzählt die Legende.

Es fehlte nicht an Augenzeugen, die mir versicherten, dass sie bei vielen Gelegenheiten - manchmal bei Tag und manchmal bei Nacht - den Ältesten auf dem Grundstück des verlassenen und jetzt sehr verfallenen Klosters hätten umherirren sehen. Aber niemand habe ihn je zum Sprechen bringen können. Mehr noch, jedesmal, wenn er die Anwesenheit eines Mannes oder einer Frau bemerkte, würde er schnell verschwinden, niemand wisse wohin.

Ich gebe zu, dass mir diese Geschichte meine Ruhe raubte. Die Vorstellung eines einsames Mönches - oder auch nur seines Schattens - der viele Jahre lang auf dem Hof eines so alten Heiligtums und in seiner Umgebung umherwanderte, auf einem so trostlosen Gipfel wie dem Altargipfel, war zu ungeheuerlich, um verjagt werden zu können. Sie quälte meine Augen; sie brachte meine Gedanken durcheinander; sie geißelte mein Blut; sie stachelte mein Fleisch und Bein auf.

Schließlich entschloss ich mich, den Berg zu besteigen.

II Der Feuersteinhang

Der Altargipfel, der im Westen aufs Meer blickt und daraus viele tausend Fuß hoch mit einer breiten, steilen und schroffen Wand emporragt, erscheint aus der Ferne trotzig und abweisend. Dennoch wurden mir zwei verhältnismäßig sichere Aufstiege gezeigt, die – einer von Süden, der andere von Norden – beide als gewundene, enge Pfade am Rand vieler Abgründe vorbeiführen. Ich entschloss mich, keinen von beiden zu nehmen. Zwischen den beiden konnte ich eine schmale, glatte Böschung erkennen, die genau vom Gipfel bis fast zu seinem Fuß führte und mir wie der königliche Pfad nach oben zu führen schien. Er zog mich mit unheimlicher Macht an, und ich entschloss mich, ihn als meinen Weg zu wählen.

Als ich einem der eingeborenen Bergsteiger meinen Entschluss enthüllte, sah er mich mit entsetzten Augen fest an und rief, seine Hände zusammenschlagend, in Schrecken aus:

»Der Feuersteinhang? Niemals solltest du so töricht sein, dein Leben so billig zu verkaufen. Viele haben es vor dir versucht, aber keiner ist je zurückgekehrt, um darüber berichten zu können. Der Feuersteinhang? Niemals, niemals!«

Dann wollte er mich unbedingt den Berg hinaufführen. Aber ich lehnte seine Hilfe höflich ab; ich kann nicht erklären, warum sein Schrecken auf mich genau die entgegengesetzte Wirkung ausübte. Anstatt mich abzuhalten, spornte er mich an und bestärkte mich fester als zuvor in meinem Entschluss.

An einem gewissen Morgen, als die Dunkelheit gerade vom werdenden Tageslicht verdrängt wurde, schüttelte ich die Träume der Nacht von meinen Augenlidern und machte mich mit einem Stab

und sieben Laib Brot auf den Weg zum Feuersteinhang. Der milde Atem der entschwindenden Nacht, der schnelle Pulsschlag des anbrechenden Tages, ein quälendes Verlangen, das Geheimnis des gebundenen Mönches zu ergründen, und ein noch quälenderes, mich selbst wenigstens für einen Augenblick, ganz gleich wie kurz, von mir selbst zu befreien, schien meinen Füßen Flügel und meinem Blut Energie zu verleihen.

Ich begann meine Reise mit einem Lied in meinem Herzen und einer festen Entschlossenheit in meiner Seele. Aber als ich nach einem langen und munteren Marsch das untere Ende des Abhanges erreicht hatte und versuchte, ihn mit meinen Augen abzumessen, verstummte mein Lied. Was mir aus der Ferne als eine gerade Straße – eben wie ein Band – erschienen war, erstreckte sich nun breit, steil, hoch und unbesiegbar vor mir. So weit mein Auge nach oben und seitwärts reichen konnte, sah ich nichts als zerbrochene Feuersteine verschiedener Größe und Gestalt, das kleinste Stück wie eine scharfe Nadel oder eine geschliffene Klinge. Nirgends eine Spur des Lebens! Die ganze Landschaft war wie mit einer dunklen, furchteinflößenden Hülle überdeckt, während der Gipfel nicht zu erspähen war. Jedoch nichts konnte mich abschrecken.

Da ich die Augen des guten Mannes, der mich vor dem Abhang warnte, wieder auf meinem Gesicht brennen fühlte, rief ich meine Entschlusskraft auf und begann meinen Marsch aufwärts. Bald jedoch stellte ich fest, dass mich meine Füße allein keine große Strecke voranbringen konnten, denn die Feuersteine glitten einfach unter ihnen hinweg und erzeugten einen furchterregenden Ton, als ob eine Million Kehlen gegen den Würgetod ankämpfen würden. Um voranzukommen, musste ich meine Hände und meine Knie, ebenso auch meine Zehen in die beweglichen Feuersteine hineingraben. Wie wünschte ich da, so beweglich wie eine Bergziege zu sein!

Im Zickzack kroch ich immer höher und gönnte mir keine Ruhe. Denn ich begann zu befürchten, dass die Nacht hereinbrechen

könnte, ehe ich mein Ziel erreicht hätte. Umzukehren kam mir nicht in den Sinn.

Der Tag war fast vorüber, als ich plötzlich Hunger verspürte. Bis dahin hatte ich nicht an Hunger oder Durst gedacht. Die Brotlaibe, die ich in einem Tuch um meine Taille gebunden trug, waren in diesem Augenblick von unschätzbarem Wert. Ich band sie los und war gerade dabei, das erste Stück abzubrechen, als Glockenton und das Wehklagen einer Rohrflöte an mein Ohr drangen. Nichts hätte in dieser nur mit Feuersteinen besäten Einöde erschreckender sein können.

Da sah ich einen großen, schwarzen Ziegenbock über einen Bergkamm zu meiner Rechten herankommen. Bevor ich Atem holen konnte, war ich von allen Seiten von Ziegen umgeben, unter deren Füßen der Feuerstein ebenso brach wie unter den meinigen, aber mit einem viel weniger schrecklichen Ton. Als wenn ich die Ziegen eingeladen hätte, stürzten sie sich unter Führung des Bockes auf mein Brot und hätten es mir aus den Händen geschnappt, wenn nicht die Stimme des Ziegenhirten erklingen wäre, der – ich weiß nicht wie und woher – plötzlich an meiner Seite erschien. Es war ein Jüngling von auffallender Erscheinung – groß, stark und strahlend. Ein Lendentuch war seine einzige Bekleidung und die Rohrflöte in seiner Hand die einzige Waffe.

»Mein Ziegenbock ist ein verwöhntes Tier«, sagte er leise und lächelte dabei. »Ich gebe ihm Brot zu essen, wenn ich welches habe. Aber es sind hier viele, viele Monde lang keine brotessenden Lebewesen vorbeigekommen.« Dann wandte er sich an das Leittier und sagte: »Siehst du, wie gut Fortuna vorsorgt, mein treuer Ziegenbock? Zweifle niemals an Fortuna!«

Worauf er sich bückte und einen Laib Brot nahm. Da ich annahm, dass er hungrig sei, sagte ich sehr freundlich und ganz aufrichtig zu ihm:

»Wir wollen dieses bescheidene Mahl miteinander teilen. Es ist genug Brot da für uns beide - und für das Leittier.«

Zu meinem mich fast lähmenden Erstaunen warf er den ersten Laib Brot vor die Ziegen, dann den zweiten und dritten, und so weiter bis zum siebten, nachdem er vorher von jedem ein Stück für sich selbst abgebissen hatte. Ich war wie vom Donner gerührt, und Zorn wollte meine Brust sprengen. Aber angesichts meiner Hilflosigkeit bezähmte ich meinen Zorn und sagte mit einem fragenden Blick auf den Ziegenhirten halb bittend, halb vorwurfsvoll:

»Nachdem du mit dem Brot eines hungrigen Mannes deine Ziegen gefüttert hast, möchtest du ihm nun nicht etwas von ihrer Milch geben?«

»Die Milch meiner Ziegen ist Gift für Narren; und ich möchte nicht, dass meine Ziegen am Tod auch nur eines Narren schuldig werden.«

»Aber weshalb bin ich ein Narr?«

»Weil du sieben Laib Brot auf eine Reise von sieben Leben mitnimmst.«

»Hätte ich denn siebentausend mitnehmen sollen?«

»Nicht einen einzigen.«

»Ohne Vorräte auf eine so lange Reise zu gehen, ist das dein Rat?«

»Der Weg, der nicht für den Wanderer sorgt, ist kein Weg zum Wandern.«

»Möchtest du, dass ich Feuersteine esse statt Brot und meinen Schweiß trinke statt Wasser?«

»Dein Fleisch ist Nahrung genug, und dein Blut ist Trank genug. Da ist übrigens der Weg!«

»Du gehst zu weit mit deinem Spott, Ziegenhirte, aber ich werde dir nicht mit gleicher Münze heimzahlen. Wer immer von meinem Brot isst, auch wenn er mich hungrig zurücklässt, soll mein Bruder sein. Der Tag geht hinter dem Berg zur Neige, und ich muss mich auf den Weg machen. Möchtest du mir nicht sagen, ob ich noch weit vom Gipfel entfernt bin?«

»Du bist dem Vergessen nur zu nahe.«

Damit setzte er die Flöte an seine Lippen und marschierte zu den unheimlichen Klängen seines Liedes weiter, das sich wie eine Klage aus der Unterwelt anhörte. Das Leittier folgte und hinter ihm die übrigen Ziegen. Lange noch konnte ich das Brechen der Feuersteine und das Meckern der Ziegen hören, in das sich die wehklagenden Töne der Flöte mischten.

Ich hatte meinen Hunger vergessen und erlangte meine durch den Ziegenhirten zerstörte Energie und Entschlusskraft wieder zurück. Wenn die Nacht mich in dieser traurigen Masse rutschender Feuersteine überraschen würde, musste ich einen Platz gefunden haben, wo ich meine müden Beine ausstrecken konnte, ohne fürchten zu müssen, dass ich den Abhang hinunterrollen würde. Deshalb begann ich wieder zu kriechen. Als ich den Berg hinunterschaute, konnte ich kaum glauben, dass ich schon so hoch gestiegen war. Das untere Ende des Abhanges war nicht mehr zu sehen, während der Gipfel fast greifbar nahe war.

Bei Anbruch der Nacht kam ich zu einer Felsengruppe, die eine Art Grotte bildete. Obwohl sich die Grotte über einem Abgrund befand, aus dem furchtbare, dunkle Schatten heraufstiegen, beschloss ich, dort die Nacht zu verbringen.

Meine Schuhe waren zerrissen und stark mit Blut bedeckt. Als ich versuchte, sie auszuziehen, stellte ich fest, dass meine Haut so fest daran klebte, als wenn sie angeleimt wäre. Meine Handflächen waren voll blutiger Risse. Meine Nägel glichen dem Rand einer Borke, die von einem toten Baum abgerissen wurde. Meine Kleider hatten ihren besten Teil den scharfen Feuersteinen geschenkt. Mein Kopf wurde schwer vor Schlaf. Er schien an nichts anderes mehr denken zu können.

Wie lange ich geschlafen hatte – einen Augenblick, eine Stunde oder eine Ewigkeit – weiß ich nicht. Aber ich erwachte davon, dass eine Kraft an meinem Ärmel zog. Als ich mich erschrocken und

schlaftrunken aufsetzte, bemerkte ich vor mir ein junges Mädchen mit einer schwach leuchtenden Laterne in der Hand. Es war ganz nackt und besonders schön von Antlitz und Gestalt. An meinem Ärmel zog eine alte Frau, die so hässlich war wie das Mädchen schön. Ein kalter Schauer schüttelte mich von Kopf bis Fuß.

»Siehst du, wie gut Fortuna sorgt, mein süßes Kind?« sagte die Frau, indem sie meine Jacke halb von meinen Schultern zog. »Zweifle niemals an Fortuna!«

Meine Zunge war wie gelähmt, und ich machte keine Anstrengung zu sprechen noch weniger zu widerstehen. Vergeblich rief ich meinen Willen auf. Er schien mich verlassen zu haben. So äußerst machtlos war ich in den Händen der alten Frau, obwohl ich sie und ihr Kind aus der Grotte hätte hinausblasen können, wenn ich es gewollt hätte. Aber ich konnte nicht einmal wollen, noch hatte ich die Kraft zu blasen.

Nicht allein mit der Jacke zufrieden, begann die Frau mich weiter auszuziehen, bis ich ganz nackt war. Während sie mich entkleidete, gab sie jedes Kleidungsstück dem jungen Mädchen, das es sich anzog. Der Schatten meines nackten Körpers auf der Mauer der Grotte, zusammen mit den Schatten der beiden zerlumpten Frauen, erfüllte mich mit Furcht und Ekel. Ich schaute verständnislos zu und stand sprachlos da, als die Sprache am notwendigsten gewesen wäre und sie die einzige mir in meinem scheußlichen Zustand verbliebene Waffe war. Schließlich wurde meine Zunge gelöst, und ich sagte:

»Wenn du auch jegliche Scham verloren hast, alte Frau, dann ich aber nicht. Ich schäme mich meiner Nacktheit sogar vor einer so schamlosen Hexe wie du. Aber unendlich mehr schäme ich mich vor des Mädchens Unschuld.«

»Da es deine Scham trägt, trage du seine Unschuld.«

»Was braucht ein Mädchen die zerfetzten Kleider eines müden Mannes, der sich noch dazu in den Bergen an einen solchen Platz verirrt hat, in einer solchen Nacht?«

»Vielleicht, um seine Last zu erleichtern. Vielleicht, um sich warm zu halten. Die Zähne des armen Kindes klappern vor Kälte.«

»Aber wenn meine Zähne vor Kälte klappern, was kann ich dann dagegen tun? Hast du keine Gnade in deinem Herzen? Meine Kleider sind mein letzter Besitz auf dieser Welt.«

*Je weniger man besitzt,
umso weniger wird man besessen.
Je mehr man besitzt,
umso mehr wird man besessen.
Je mehr man besessen wird,
umso niedriger wird man bewertet.
Je weniger man besessen wird,
umso höher wird man bewertet.
Lass uns gehen, mein Kind.*

Als sie die Hand des Mädchens nahm und gerade gehen wollte, drängten sich in meinem Kopf tausend Fragen, die ich an sie richten wollte; aber nur eine kam über meine Lippen:

»Alte Frau, möchtest du mir nicht, bevor du gehst, sagen, ob ich noch weit vom Gipfel entfernt bin?«

»Du bist am Rand des schwarzen Abgrundes.«

Das flackernde Laternenlicht warf mir ihre seltsamen Schatten zu, als sie aus der Grotte hinausgingen und in der pechschwarzen Nacht verschwanden. Eine dunkle Kältewelle überfiel mich, ich weiß nicht, woher. Noch dunklere, weit kältere Wellen folgten. Sogar die Mauern der Grotte schienen Frost auszuatmen. Meine Zähne klapperten und meine Gedanken verwirrten sich: die auf den Feuersteinen weidenden Ziegen, der spottende Ziegenhirte, diese Frau und das Mädchen; ich selbst nackt, zerschlagen, verwundet, ausgehungert, frierend, betäubt, in einer solchen Grotte, am Rand

eines Abgrundes. War ich meinem Ziel nahe? Würde ich es je erreichen? Würde diese Nacht je ein Ende nehmen?

Kaum hatte ich Zeit, mich etwas zu sammeln, als ich einen Hund bellen hörte und ein anderes Licht sah, so nahe, so nahe – genau in der Grotte.

»Siehst du, wie gut Fortuna sorgt, meine Geliebte? Zweifle nie an Fortuna!« Das war die Stimme eines alten, eines sehr alten Mannes. Er hatte einen Bart, ging gebückt, mit zitternden Knien. Er sprach zu einer Frau, die ebenso alt war wie er, zahnlos, mit wirrem Haar und ebenso gebückt, mit zitternden Knien. Anscheinend nahm er keine Notiz von meiner Gegenwart und fuhr mit derselben quiekenden Stimme fort, die sich aus seiner Kehle herauszukämpfen schien:

»Ein prächtiges Brautgemach für unsere Liebe und ein glänzender Stab als Ersatz für deinen verlorenen. Mit einem solchen Stab wirst du nicht mehr stolpern, meine Liebe.« Als er das sagte, nahm er meinen Stab auf und gab ihn der Frau, die sich zärtlich darüber beugte und ihn liebkosend mit ihren ausgedörrten Händen streichelte. Dann schien er mich zu bemerken und fuhr fort, immer noch zu seiner Begleiterin gewandt:

»Der Fremde wird sogleich weiterziehen, Geliebte, und dann werden wir unsere nächtlichen Träume ganz allein träumen.«

Das traf mich wie ein Befehl, dem ich folgen musste, besonders da sich mir der Hund näherte und drohend knurrte, als ob er den Befehl seines Herrn ausführen wollte. Die ganze Szene erfüllte mich mit Grausen. Ich sah wie hypnotisiert zu, und wie in Trance stand ich auf und ging zum Ausgang der Grotte. Dabei machte ich verzweifelte Anstrengungen zu sprechen, – um mich selbst zu verteidigen, um mein Recht zu verfechten.

»Meinen Stab habt Ihr genommen. Könnt Ihr so grausam sein und mir auch die Grotte nehmen, die mein Obdach für diese Nacht ist?«

*Glücklich, wer ohne Stab geht,
denn er stolpert nicht.
Glücklich, wer ohne Haus lebt,
er ist zuhause.
Die Stolpernden nur – wie wir – brauchen einen Stab.
Ans Haus Gekettete – wie wir – brauchen ein Zuhause.*

So sangen sie gemeinsam, als sie ihre Ruhestatt zubereiteten, indem sie ihre langen Nägel in den Boden eingruben und den Kies ebneten, aber mich nicht mehr beachteten. Da rief ich ganz verzweifelt:

»Seht meine Hände! Seht meine Füße! Ich bin ein Wanderer, der sich auf diesem trostlosen Abhang verirrt hat. Ich zeichnete meinen Weg hierher mit meinem eigenen Blut. Nicht einen Zoll kann ich draußen von diesem furchtbaren Berg erkennen, der Euch so bekannt zu sein scheint. Habt Ihr keine Angst vor der Vergeltung? Gebt mir wenigstens Eure Laterne, wenn Ihr mir nicht erlauben wollt, diese Grotte heute nacht mit Euch zu teilen.«

*Liebe will nicht entblößt sein.
Licht will nicht geteilt sein.
Liebe und sieh: Leuchte und sei.
Wenn die Nacht verblutet,
wenn der Tag geflohen
und die Erde tot ist,
wie wird es Wanderern ergehen?
Wer wird da sein, es zu wagen?*

In äußerster Verzweiflung beschloss ich, meine Zuflucht zu Bitten zu nehmen, obwohl ich genau fühlte, dass es zu nichts führen würde, denn eine unheimliche Kraft drängte mich nach draußen.

»Guter alter Mann, gute alte Frau, obgleich ich starr vor Kälte und stumm vor Müdigkeit bin, werde ich Eure Freude nicht stören.

Auch ich habe einst die Liebe gekostet. Ich werde Euch meinen Stab lassen und meine bescheidene Unterkunft, die Ihr als Brautgemach erwählt habt. Aber eine Kleinigkeit erbitte ich dafür von Euch: Da Ihr mir das Licht Eurer Laterne nicht gönnt, wollt Ihr nicht doch so freundlich sein, mich aus dieser Grotte hinauszuführen und mir den Weg zum Gipfel zu zeigen? Denn ich habe jegliches Gefühl für Richtung und Gleichgewicht verloren. Ich weiß nicht, wie hoch ich schon gestiegen bin, und wieviel höher ich noch steigen muss.«

Ohne auf mein Flehen zu achten, sangen sie weiter:

*Der wirklich Hohe ist stets tief,
der wirklich Schnelle ist stets langsam.
Der Hochempfindliche ist stumpf.
Der so sehr Beredte ist stumm.
Ebbe und Flut sind nur eine Gezeit.
Der Führerlose hat sicherstes Geleit.
Der sehr Große ist sehr klein.
Wer alles gibt, nennt alles sein.*

Mit letzter Anstrengung bat ich sie inständig, mir zu sagen, welchen Weg ich gehen müsste, wenn ich aus der Grotte hinausträte, denn der Tod konnte beim ersten Schritt aus der Grotte auf mich lauern, und ich wollte doch noch nicht sterben. Atemlos erwartete ich ihre Antwort, die in einem weiteren unheimlichen Gesang ertönte und mich verwirrter und verzweifelter machte als zuvor:

*Der Felsabhang ist hart und steil,
der Schoß der Leere ist weich und tief.
Der Löwe und die Grille,
die Zeder und das Reisigbündel,
das Kaninchen und die Schnecke,*

*die Eidechse und die Wachtel,
der Adler und der Maulwurf,
alle in einem Loch.
Ein Haken. Ein Köder.
Der Tod allein gleicht alles aus.
Wie unten, so oben,
Stirb, um zu leben, oder lebe, um zu sterben.*

Das Licht der Laterne erlosch, als ich auf Händen und Knien aus der Grotte hinauskroch, den Hund hinter mir, als ob er sich vergewissern wollte, dass ich auch wirklich hinausging. Die Dunkelheit war so schwer, dass ich ihr schwarzes Gewicht auf meinen Augenlidern fühlen konnte. Nicht einen einzigen Augenblick konnte ich noch verweilen. Der Hund ließ mich das ganz genau wissen.

Ein zögernder Schritt. Noch ein zögernder Schritt. Beim nächsten hatte ich das Gefühl, als sei der Berg plötzlich unter meinen Füßen weggerutscht, und ich fand mich eingefangen in den wogenden Wellen eines Meeres der Dunkelheit, das mir den Atem nahm und mich gewaltsam tiefer, immer tiefer drückte.

Die letzte Vorstellung, die durch meine Erinnerung zuckte, als ich in die Leere des schwarzen Abgrundes wirbelte, war die des teuflischen Bräutigams und seiner Braut. Die letzten Worte, die ich murmelte, als der Atem in meiner Nase gefror, waren ihre Worte:

Stirb, um zu leben, oder lebe, um zu sterben.